

Laudatio auf José F. A. Oliver anlässlich der Verleihung des Heinrich-Böll-Preises
2021

Ilija Trojanow

Köln, 26. November 2021

Ein Kühlschrank

Malaga

Hausach

Wunderfitz

Semana Santa

Hüte mit breiter Krempe in einem andalusischen Schwarzwalddorf

Ein Kühlschrank voller Einladungen

– Hereinspaziert –

Ein Schrei (leise)

und die Stille (laut)

Ein Schrei im maurischen Seufzer

die Stille im speckigen Traum

Ein Stummschrei, aufgelesen von Unstummen, die ein Leben lang wortstauen,

unter ihnen einer, und nicht der Geringste, mit Namen José Oliver.

Eigentlich heißt er José F. A. Oliver. In einem Literaturquiz in ferner Zukunft wird bestimmt gefragt werden: Wofür stehen das F. und das A.? Würde jemand mich fragen, antwortete ich, sie stehen für Flucht und Ankunft, vielleicht aber auch für etwas Anderes, das müssen Sie entscheiden, wenn Sie einen Gedichtband von ihm lesen.

Schon in der ersten Zeile schlägt die Wahrheit auf. Keine beliebige. Sondern die verborgene, vergessene, verdammte Wahrheit. In der zweiten Zeile werden wir auf eine Reise entführt, von Heimatland zu Niemandland, setzen Segel auf einer Meerin, die sanft über die Saiten streicht (in der dritten und vierten Zeile), als wollte sie die Gitarre des Auf-Bruchs nachstimmen, den Gesang des Abschieds nachdenklicher stimmen, den Trauergesang, den Cante Jondo – Lust geboren aus Verlusten. Wir sind schon in der fünften Zeile. Oder darüber hinaus.

So funkelschwingt es in meinem Kopf, wenn ich José F.A. lese, wenn ich seine Poesie in mich hineinlese, um die rechte Dosierung bedacht, nicht auf ex, nicht schluckweise, nein, tropfenweise muss es munden. Ich durchweile seine StadtLandFlussschaft, halte immer wieder inne, weil alle Wegweiser in Richtung Geduld zeigen. Ich lautlese die Stummschreie seiner Poesie, mit einem Pfiff durch die Zähne und einer entzückten Zunge und am Ende einer Zeile frage ich mich, wieso gibt es im Deutschen das Verb »lügen«, nicht aber das Verb »wahrheiten«, und wieso müssen wir uns ins Leben »einlügen«, wenn es das Wort doch gar nicht gibt, pardon, außer bei F.A. Oliver? Und wie kann es sein – an dieser Stelle stummschreit es besonders laut –, dass wir auf dem freien Markt nur mehr um Worthülsen feilschen?

Vielleicht erkennen wir große Dichtung daran, dass sie die Lesenden herausfordert, sich mit gleichklingender Münze zu revanchieren, die eigene Sprachwährung vorübergehend einzutauschen gegen eine vermeintliche Fremdwährung, zumindest ergeht es mir so bei diesem Dichter, angefangen schon mit den Titeln seiner Gedichtsammlungen: *fahrtenschreiber*, *unterschluß*, *nachtrandspuren*, *fernlautmetz*, *wundgewähr*. Meine literarische Neugier ist geweckt, denn ich bin zu einem Spiel eingeladen, auch wenn ich noch nicht weiß, welche Regeln gelten.

Es ist eine wundersame Fähigkeit dieses Oliver José, dass er ganze Kohlehalden gesellschaftlicher Diskurse unter seinem lyrischen Brennglas in Diamanten verwandelt,

verdichtet, um es chemisch korrekt auszudrücken, und wie wir aus der Natur wissen, kann dies nur mithilfe von Druck und Hitze gelingen, dem Druck der Lebenserfahrung und der Hitze der Leidenschaft – ein Wort, das im Deutschen quer liegt und unhandlich daherkommt, im Gegensatz zum spanischen »pasión«. Bis hierzulande ein Passionierter *Ich bin so leidenschaftlich* ... von sich gegeben hat, ist die Blüte verwelkt und die Erregung verfliegen. »Pasión« atmet eine andere Dringlichkeit, und wer wie José beide Sprachen zur Auswahl hat, der wird am Sonntag »pasión« singen und am Montag zur Sehnsucht übergehen, denn Sehnsucht ist ein Wort, mit dem sich die deutsche Sprache schmücken kann. Auch wenn Sucht ebenso wie Leiden einen Dunkelwald heraufbeschwört, in dem sich ein Mensch, erst recht ein Gastling, verlaufen könnte. Was bekanntlich zu neuen Entdeckungen führt.

Auf so viel Behauptung muss ein Beweis folgen.

Von außen / suche ich Verständnis / für das Fremde / ohne mich zu erinnern / an das Fremde / im Inneren.

Ein frühes Gedicht. Es fragt: Wie sehr überwältigt die Zuschreibung von Fremdsein das Fremdeln mit sich selbst, das jeden sensiblen Menschen ausmacht. Wie sehr behauptet der Begriff »Identität« ein trügerisches Einverständnis mit sich selbst im Kampf gegen eine fragwürdige oder gar feindselige Welt? Gibt es eine Wasserwaage, die Außenbild und Innenwahrnehmung gleichermaßen ausrichtet? Anders gesagt: Zwischen Hörigkeit und Zugehörigkeit lauern viele offene Fragen, denen José sein Ohr leiht.

Er verrückt die Dinge und ordnet sie neu, als wollte er zeigen, zu was sie, jenseits ihrer üblichen Verwendung, gut sind. Er verkrümmt die Dinge, um eine neue Waagerechte zu finden. Er hängt Gardinen ans Fenster, um besser hinauszusehen, und er klopft ab, Ideen und Wahrnehmungen, Vers um Vers, bis diese formverändert überraschen, so als wären sie soeben erschaffen worden und zugleich edelsteinalt.

Seine Gedichte sind keine Wortfestungen, sondern Gesprächsofferten, die Grundenergie ist eine dialogische, jeder Satz durch eine Schule des Hörens gegangen, kein Ver-, kein Über-, und auch kein Abhören, sondern allein Zuhören. Ein Zuhören, das allem Aufmerksamkeit schenkt, sogar den deutschen Präfixen, die so viel Verwirrung stiften können, wie Straßenschilder, die um 180 Grad gedreht worden sind, wie auf den Kopf gestellte Fragezeichen, die deswegen noch lange nicht zu Ausrufezeichen werden.

Das lyrische Ich von José F.A. Oliver kreist um die Welt, im Uhrzeigersinn, mit Wut, gegen den Uhrzeigersinn, mit Zärtlichkeit. Er ist ein nomadischer Heimatdichter. Seine Gedichtbände sind sowohl zeitlose Schöpfungen als auch poetische Zeitdokumente. Verwurzelt in einer bestimmten Epoche, von konkreter Wirklichkeit und den Zeitgeist im Visier und zugleich ins Universelle schwebend. Das ist zugegebenermaßen widersprüchlich, ja, ich vergaß zu erwähnen, El Oliver schwingt ein elegantes Paradox.

Sein gesamtes Werk bildet auf frappierende Weise die Zeitgeschichte dieses Landes ab. Seit seinen frühesten Publikationen, die wie rote Tücher aus den gut geölten Vorurteilsschubladen herausragten. Der Band *Vater unser in Lima*, erschienen 1991, wurde verlegt von »Die grenzenlose Bibliothek – ein multikulturelles Forum für Literatur nichtdeutscher Autoren«. Was waren das für Zeiten, in denen das Selbstverständliche der Vielfalt mit einem solchen Rattenschwanz an Aussonderungen etikettiert werden musste? Wie viele Zuschreibungen hat einer wie José Oliver über vier Jahrzehnte hinweg übergestülpt bekommen: Gastarbeiterliterat, Polykünstler, Literat der Betroffenheit, multikulturell, Migranteliterat, interkulturell, Chamisso-Literat, transkulturell. An dem Begriffswirrwarr erkennen wir das Bemühen der Mehrheitsgesellschaft, mit veränderten Realitäten zurecht zu kommen, ihnen gerecht zu

werden. Aber was bedeutet »Mehrheit« und wer ist in der Minderheit? Wenn José alemannisch fastnachtet oder katholisch fastet, ist er Teil von »mehr« oder von »minder«? Wenn er Poesie aus allen Himmelsrichtungen nach Hausach in den Schwarzwald holt, zu dem inzwischen legendären Literaturfestival »LeseLenz«, wenn er in Stuttgart Jugendlichen in einem wegweisenden Projekt das Erzählen näherbringt oder mit Lehrerinnen und Lehrern didaktische Sprünge macht, welchen Minderheiten kommt dies zugute? Oder sind die Alphabeten doch noch in der Mehrheit?

Dieser Tage gibt es einige Ausstellungen und Veranstaltungen zum 60. Jahrestag des Anwerbeabkommens. Das wurde 1961 unterschrieben – zwei DIN-A4-Seiten, die zwei Millionen Schicksale beeinflusst haben –, in dem Jahr somit, in dem José F. A. Oliver geboren wurde. Ein faszinierender Zusammenhang. Nur Algorithmen würden hierin einen Zufall erkennen. Es steht vielmehr zu vermuten, dass damals auch die deutsche Wortschatz um Hilfe gerufen hat. Bekanntlich kamen in jenen Jahren statt Arbeitskräften Menschen – Hutmacher aus Al-Andalus, Maschinenschlosser aus Çatalhöyük –, doch nicht nur solche, sondern auch zukünftige Dichter. Als hätte eine höhere Kraft geahnt, dass es Ohrenzeugen dieser Völkerwanderung brauchen wird, damit Heimat bald orthografisch variabel Heimatt heißen kann. Denn »Riigeschmeckte« verändern den heimischen Geschmack, das ist unvermeidlich, auch wenn es nicht allen passt, aber die Alteingesessenen im Land der Dichter und Fahrzeuglenker wussten schon davor nicht mehr so genau, wie es sich verhält mit der Faust aufs Auge (oder wie der sprichwörtliche Igel zum Handtuch passt, aber den haben sie ja längst überfahren).

Manche der Ausstellungen, zum Beispiel im Ruhrland Museum in Essen oder im Kölner DoMiD, setzen sich künstlerisch-wissenschaftlich mit den Folgen der Migration auseinander. Andere bleiben oberflächlich und bedienen Klischees. Es ist weiterhin kommod, sich gegenseitig zu übersehen und misszuverstehen. Die offene Auseinandersetzung mit vielfältigen Lebensweisen und abweichenden Biografien, tut not und gut, auch nach sechzig Jahren. Was im öffentlichen Leben bis zum heutigen Tag teilweise verunmöglicht wird, das geht ein und auf in der Poesie eines José Oliver. Sein Verfahren? Er nimmt Teilhabe beim Wort und somit ernst, und siehe da, im Wortumdrehen wird deutlich, dass Habe zu teilen wäre, dass Geteiltes wahres Haben ist und dass wir alle mehr haben, wenn jede und jeder etwas davon hat. Seit dem ersten großen deutschen Übersetzer wird hierzulande dem Volk aufs Maul geschaut, mit durchwachsenen Ergebnissen. Oliver schaut der Sprache aufs Maul, genauer gesagt auf die Zunge, mit der Präzision eines Chirurgen, mit der Unerbittlichkeit eines Säulenheiligen, mit der Frechheit eines Spontis, eines hochgebildeten Spontis.

Seine sprachwandlerisch sichere Poesie hat nicht jedem Kritiker gefallen, wenn sie von der Literaturkritik überhaupt wahrgenommen wurde. Die Hallen der deutschen Dichtung sind in manchen Kreisen immer noch Menschen mit einer bestimmten DNA vorbehalten. Es gibt eingefahrene Vorstellungen, wer über was wie schreiben soll. So verkündete vor Jahr und Tag ein Feuilletonist der Süddeutschen Zeitung, »*Migrationsbiografien*« seien an sich schon so komplex, »*dass man von ihnen am besten in verständlicher Sprache erzählt.*« Also in Form eines Rezepts? Da fällt mir die »Mohrenapotheke« in Konstanz ein, die neulich nächstens ein »M« verlor, so dass am nächsten Morgen zur Freude vieler die »Ohrenapotheke« ihre Türen öffnete, um Kranke und Kränkliche mit »Edikamenten« zu versorgen, und sogleich sehe ich vor meinem inneren Auge, wie unser Preisträger den Sinn dieses aufgeklärten Vandalismus mit dem oliveresken Doppelpunkt zwischen dem M und dem O illustriert. So ein anarchischer Humor hätte einem Heinrich Böll gut gefallen (vergessen wir nicht, dass in andalusischen Städten manch eine schattige Gasse nach Anarchistinnen und Anarchisten benannt ist, auch dies ein Erbe).

Die Erwartung, Migrantinnen mögen ihre Lebensgeschichten auf der Kulturbörse feilbieten, hautnah packend erzählt, am besten in leichter Sprache, ist der poetologische Gegenentwurf zu José Olivers Lebenswerk, in dem Herkunft und Haltung nicht zur Essenz einer eigenen starren Gruppenidentität verkrusten, sondern kritisch als Lupe und Fernglas verwendet werden, mit denen sich Erfahrung und Beobachtung durch poetische Ambivalenz und Intelligenz ins Wahrhaftige verdichten.

»manchmal kann ein einzelnes gedicht die welt erklären«, behauptete einst der junge José F.A. Oliver. Ich weiß nicht, ob das stimmt – ich schreibe Romane. Interessant ist auf jeden Fall der innewohnende Anspruch, ein verwegener, vermessener Anspruch, der mich an ein bestimmtes Gedicht von ihm denken lässt, an vierzehntermaineunzehnhundertachtundachtzig, und an eine persönliche Erinnerung an Chiapas im Süden Mexikos, an das grenznahe Städtchen Tenosique. An die Kirche in dem Flüchtlingslager »72«, gleich an der Ortseinfahrt. 72 bezieht sich nicht auf ein bestimmtes Jahr, es ist keine bürokratische Nummer. 72 ist die Zahl der Leichen nach einem Massaker, das von dem Narco-Kartell »Los Zetas« am 24. August 2010 an Flüchtlingen in San Francisco Tamaulipas verübt wurde. In der Kirche hängen die Namen der Opfer um das Kreuz herum wie bei einem Mahnmal für Märtyrer. Zur Andacht. Um das Andenken an jene zu bewahren, die ansonsten aus der Erinnerung verschwänden. Tot bist du, sagt ein indigenes Sprichwort, wenn niemand mehr an dich denkt. In den Worten des portugiesischen Dichters Manuel Bandeira: »Sterben, so endgültig sterben / dass, wenn eines Tages dein Name / auf einem Papier steht / gefragt wird: ›Wer war das?‹ / Sterben, endgültiger sterben noch / dass nicht einmal mehr der Name bleibt.«

Oder in den Worten von José F.A. Oliver: *»die stille beichttet / ihr grausames schweigen.«*